

Das Gespräch an der Weser : zu Tacitus, Annalen II 9-10

Autor(en): **Tunk, Eduard von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **43 (1956)**

Heft 21

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-539815>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

abzuheben begann, wurde die Tragödie geboren. Und als vornehmlich die athenische Polis in Zeiten gefährlicher Kraft- und Machtproben ihre glänzendsten Triumphe feierte und in der Folge »die gesamte Stadt zur Bildungsstätte Griechenlands« wurde (Thukydides II. 41), erlebte auch die Tragödie ihre für alle Zeiten normgebende Größe. Trotz ihres transzendentalen Ausblicks in metaphysische Weiten senkt die tragische Dichtung ihre Wurzeln tief in den *Boden der Zeitgeschichte*, nicht so freilich, daß die Geschichte für die Wahl der tragischen Stoffe wirklich fruchtbar würde, wohl aber aktuelle Geschehnisse widerspiegelt und politische Töne anschlägt (vor allem bei Euripides). Die Kurve der Tragödie mit ihrem Ansteigen und Abgleiten ist demnach eine Funktion der Kurve der Zeitgeschichte. »Geschichte ist ja die große Möglichkeit der Selbstbegegnung und der unerbittlichen Begegnung mit den Mächten der Welt. Auf der Höhe des Ruhmes wurden die Griechen von der Einsicht in ein Unabwendbar-Schreckliches ihres Daseins ergriffen; die Tatsache, daß die Seeschlacht von Salamis zum Lebensdatum der drei griechischen Tragiker wurde, enthüllt gewissermaßen den letzten *Zusammenhang zwischen dem geschichtlichen Leben und dem Lebensgesetz der Tragödie*« (R. Schneider, ebd. 58). Wie also die Tragödie in ihrer Entwicklung von der Polis her entscheidend bestimmt ist, so bestimmt sie umgekehrt weitgehend das Leben dieser Polis. Sie schärft dem Polites vor allem den Blick für die moralischen Wirklichkeiten »Verantwortung, Schuld und Sühne« und verleiht dem patriotischen Hochgefühl sowie den Erschütterungen und Ahnungen des geschichtlichen Lebens eine geheimnisvoll beredete Zunge. So »erscheint die tragische Dichtung im Medium der Zeit, getrübt von diesem Medium« (R. Schneider, ebd. 67) und ist »Echo, oft aber auch der Vorklang und die Wegbereiterin der Geschichte« (ebd. 57).

Ob die griechische Tragödie auch dem modernen Menschen noch etwas zu sagen hat? Wer einmal in den reinen Spiegel ihrer Seele geschaut, wer der tragischen Muse einmal Aug in Aug gegenübergestanden, wird sich von ihrem »seelenbindenden Blick« immer von neuem fesseln lassen, und er wird in den Worten ihrer Künster und in den tragischen Erlebnissen ihrer Helden den Schlüssel finden, der ihm das Verständnis für die tragischen Erschütterungen unserer Zeit öffnet.

Das Gespräch an der Weser

Zu Tacitus, Annalen II 9–10

Eduard von Tunk

Das Stück, das ich im folgenden interpretiere, ist eine geschlossene Einheit; sein Zusammenhang mit dem übrigen Text ist nicht von Wichtigkeit. So können wir sofort *medias in res* gehen.

Flumen Visurgis – es gibt keine einheitliche Praxis für die Verbindung eines Eigennamens mit seinem Gattungsbegriff; schulmäßig wäre wohl eher die Stellung *Visurgis flumen*; aber dem ersten Wort *flumen* entspricht des Satzes letztes Wort *interfluebat*; das ist durchaus onomatopoetisch zu nehmen, soll aber zugleich die Weser als Grenze kennzeichnen, eine gewisse unüberwindliche Breite deutlich machen, vor allem aber eben das Rauschen des Stromes nachahmen. Das Trennende der strömenden Wassermassen scheint mir dann noch unterstrichen durch die transitive Konstruktion *Romanos Cheruscosque interfluebat* (statt: *inter Romanos Cheruscosque fluebat*); so bekommt das verwendete Verbum den Sinn des Hinderns, des Auseinanderhaltens, des Trennens.

Es ist ganz klar, daß es sich um das (von den Römern aus) jenseitige Ufer handelt, wenn nun Tacitus fortfährt: *eius in ripa* – am Ufer dieses trennenden und rauschenden Stromes. Wie nun dieses Ufer vor unseren Augen auftaucht und sobald wir es sinnhaft erfaßt haben, sehen wir eine Reihe von Gestalten (*cum ceteris primoribus*) und erkennen eine besonders, Arminius; von ihm heißt es: *astitit*. Ist das ein bloßes »ans Ufer treten«, nicht eher ein »Stellung beziehen«, einen »Standort wählen«? Auch stellt sich nicht nur die Frage nach dem Sinn des einzelnen Wortes, sondern auch nach dem Sinn der Wortstellung. *Flumen Visurgis Romanos Cheruscosque interfluebat, eius in ripa cum ceteris primoribus Arminius astitit*. Die Lautmalerei kann ich nicht nachahmen, vielleicht ist aber die Stellung der Wörter einigermaßen nachgeahmt: der Strom der Weser hielt Römer und Cherusker rauschend auseinander; an dessen Ufer bezog nebst den anderen Häuptlingen Arminius Stellung.

Jetzt kommt in das fast ruhige »Bild« Bewegung:

quaesitoque an Caesar venisset, postquam adesse responsum est, ut liceret cum fratre colloqui oravit. Zuerst fragt Arminius, darum steht quaesito voran; dann kommt die Antwort »adest« und wird zur Kenntnis genommen, darum steht responsum est hintendran; weil endlich das logische Subjekt von quaesito den ganzen Satz beherrscht, schließt es auch den ganzen Satz durch die ihm zukommende Endung von oravit. Fast nebenbei erfahren wir schließlich noch die Hauptsache, daß sich nämlich der Bruder des Arminius im römischen Lager befindet; ob freiwillig oder gezwungen, davon steht nichts da; wir werden es bald wissen. Wieder versuche ich den Stil des Tacitus durch die Übersetzung nachzuahmen: Und er fragte, ob der Caesar (= Germanicus) gekommen sei; »ja« kam zur Antwort; Erlaubnis, mit dem Bruder zu sprechen, erbat er darauf.

Tacitus erfüllt nun unsere Erwartung bezüglich des Bruders: erat is in exercitu cognomento Flavus, insignis fide et amisso per vulnus oculo paucis ante annis duce Tiberio. Erat is in exercitu: das ist nicht eine bloße Ortsbestimmung, diese kennen wir ja schon, das kann nur den Sinn haben: er diente im Heer (der Römer); er war also freiwillig am andern Weserufer und hatte einen Übernamen »Blondkopf«, auch war er bekannt einmal, weil er zuverlässig war, zum andern, weil er durch Verwundung ein Auge verloren – vor einigen Jahren (also diente er schon lange und ebensolange mochte es her sein, daß sich die beiden Brüder gesehen hatten) – unter dem Kommando des Tiberius (der jetzt Kaiser ist und das Kommando über die römische Rheinarmee dem Caesar Germanicus übertragen hatte). Auch hier ist die Stellung der Wörter nicht belanglos, jede neue Wortgruppe steigert gewissermaßen das Verhältnis des Flavus zu den Römern: er dient als römischer Soldat, er läßt sich einen Römernamen gefallen (sein germanischer ist überhaupt unbekannt), er ist bewährt, verwundet, seit Jahren schon und stand noch unter dem regierenden Princeps. Das darf die Übersetzung nicht vernebeln: *Der* diente in (unserem) Heer und hieß hier Flavus, er war bekannt ob seiner Zuverlässigkeit und weil er durch Verwundung ein Auge verloren, vor Jahren schon unter – Tiberius.

Der nächste Satz hat im Text eine Lücke, sie wird sinngemäß stets gleich ausgefüllt, verschieden ist bloß die Wahl der Wörter: Tum permissu (Caesaris vocatur oder: imperatoris producitur) pro-

gressusque salutatur ab Arminio. Da der Wortlaut nicht feststeht, der Sinn aber klar ist, verweise ich nur auf die Stellung der abschließenden Wörter; bewußt wird Arminius ans Ende des Satzes gebracht; denn er ist wieder Subjekt des folgenden Satzes. Auch das läßt sich nachahmen: Jetzt wird er mit Genehmigung des Prinzen gerufen, tritt hervor und empfängt den Gruß des Arminius (natürlich kann, wer will, das historische Praesens durch unser Imperfekt wiedergeben).

Das neue Subjekt Arminius bekommt zwei Prädikate: postulat, interrogat; das Objekt des ersten geht seinem Verbum voraus, das Objekt des zweiten folgt seinem Verbum (aus dem gleichen Grund, der die Wortstellung des vorausgegangenen Satzes bestimmt hatte: fratrem ist das Subjekt des folgenden »Satzes«). Zwischen qui (relativer Anschluß statt Arminius) und postulat steht aber vor dem Objekt noch ein ablativus absolutus amotis stipatoribus, das heißt Arminius tut vorerst selbst, was er von den Römern verlangt, worin doch zweifellos eine gewisse Vornehmheit der Gesinnung des Arminius angedeutet, eine gewisse Sympathie für ihn ausgesprochen und erweckt wird. Die Forderung wird auch erfüllt, jetzt kann Arminius ungestört mit seinem Bruder reden (allerdings über die rauschende Weser hinweg, da heißt es also laut reden, so ist es nur zum Schein ein intimes Gespräch, soll aber doch ein solches sein), und es stellt sich unsere Vermutung als richtig heraus: die beiden haben sich jahrelang nicht mehr gesehen, Arminius muß fragen, woher die Entstellung des Antlitzes seines Bruders stamme. Natürlich hat er davon reden gehört, aber gesehen hatte er es noch nicht, so geht darnach seine erste Frage. Qui amotis stipatoribus, ut sagittarii nostra pro ripa dispositi abscederent postulat, et postquam digressi, unde ea deformitas oris interrogat fratrem, auf deutsch: Der läßt sein Gefolge abtreten, erhebt nach dem Abzug der unser Ufer schirmenden Bogenschützen Forderung und richtet nach ihrem Abmarsch die Frage nach der Entstellung seines Antlitzes an den Bruder.

Illo locum et proelium referente, quodnam praemium recepisset, exquirat. Ähnlich wie im ersten Teil des Kapitels wird das Hin und Her der Unterhaltung durch den Wechsel der Subjekte und der Konstruktionen nachgeahmt; immer aber behält Arminius die Führung des Frage- und Antwortspiels, auch ist kein Zweifel, daß die erste Frage an

den Bruder noch brüderlicher Zuneigung entsprang, die zweite dieser entbehrt (es ist kaum anachronistisch, wenn das Verbum exquirat an ein inquisitorisches Verfahren erinnert). Demnach mag der Satz übersetzt werden: Als jener Ort und Gefecht nennt, forscht dieser streng nach dem Lohn, den er dafür empfangen habe.

Darauf kehrt Tacitus scheinbar die Situation um, Flavus ist nun Subjekt des Hauptsatzes, Arminius Subjekt eines ablativus absolutus. Aber jetzt steht die Partizipialkonstruktion am Ende (wie vorhin illo...referente am Anfang) und zieht somit das ganze Gewicht auf sich, bzw. auf den Hohn, den Arminius für seinen Bruder nur noch übrig hat. Flavus aucta stipendia, torquem et coronam aliaque militaria dona memorat, irridente Arminio vilia servitii pretia. In deutscher Sprache: Flavus zählt Solderhöhung, Ehrenkette, Kranz und andere militärische Auszeichnungen auf, während nur ein Lachen Arminius aufbringt ob dem billigen Preis für Knechtschaft.

Das ist sogar zu viel für den treuherzigen und biederen Flavus (ob er so war, wissen wir nicht; aber Tacitus zeichnet ihn offenbar so); er, und nicht minder Arminius brechen in ein Streitgespräch aus und sind wohl noch die einzelnen Individuen, stehen aber zugleich für die beiden Gruppen innerhalb Germaniens. Tacitus nennt die Motive des einen, dann die des andern; aber man wird sich vorstellen dürfen, daß die beiden nicht Reden gehalten, sondern, wie es ihre Stellung an den beiden Ufern der rauschenden Weser erforderte, Schlagworte einander an den Kopf geworfen haben; das freilich wird hier stilisiert und nicht naturalistisch dargeboten. Exim diversi ordiuntur: daraufhin heben sie einander widerstreitend an, hic magnitudinem Romanam, opes Caesaris, et victis graves poenas, in deditionem venienti paratam clementiam; neque coniugem et filium eius hostiliter haberi: dieser (preist) die Größe Roms, die Macht des Kaisers, (nennt) die schweren Strafen für Besiegte, (verweist auf) die Milde, mit der Sichunterwerfende rechnen könnten, auch würden des Arminius Gattin und Sohn keineswegs hart gehalten (wieder erfahren wir scheinbar nebenbei etwas, wodurch die starre Haltung des Arminius verständlich wird; seine Auffassung, was man seinen Angehörigen schulde, ist natürlich eine andere; das brauchte nicht gesagt zu werden); ille fas patriae, libertatem avitam, penetrales

Germaniae deos, matrem precum sociam; ne propinquorum et affinium, denique gentis suae desertor et proditor quam imperator esse mallet: dieser (erinnert an) das heilige Recht des Vaterlandes, an den Freiheitssinn der Ahnen, an Germaniens Stammesgötter, an die Mutter, die sich seinen Bitten anschließe; er solle doch nicht lieber an seinen Angehörigen und Verwandten zum Überläufer und Verräter werden wollen, als bei ihnen Heerführer sein. (Hatte Flavus versucht, Arminius mit Weib und Kind zu ködern, so verweist dieser gegen den Bruder auf die Mutter, die zugleich, offenbar typischerweise für germanische Verhältnisse, die Spitze der rhetorischen Klimax bildet: Heimat, Freiheit, Götter, Mutter.)

Paulatim inde ad iurgia porolapsi: allmählich gerieten sie daraufhin in einen hitzigen Wortstreit. Nachdem schon vorher ein Streitgespräch vorlag, kann es sich jetzt nur noch um eine Steigerung des Wortwechsels handeln, der immer lauter und fragmentarischer wurde, bis Worte nicht mehr genügten. Quo minus pugnam consererent, ne flumine quidem interiecto cohibebantur, ni Stertinius accurrens plenum irae armaque et equum poscentem Flavum attinuisset: vom Handgemeinwerden hätte sie nicht einmal der Strom zwischen ihnen abgehalten, wenn nicht Stertinius (der Legat des Germanicus) herbeigeeilt wäre und den wutentbrannten, Waffen und Roß fordernden Flavus zurückgehalten hätte. (Wie erbost muß der eben noch als naiv erscheinende Flavus gewesen sein, das heißt wie tief muß der Vorwurf des Arminius gesessen haben, daß dessen Bruder in volle Raserei überging!)

Cernebatur contra – der Abschnitt nähert sich seinem Ende; wie zu Anfang des 8. Kapitels am jenseitigen Weserufer Arminius sichtbar wurde, so wird auch jetzt das Auge ihm allein zugewandt: »man sah auf der Gegenseite Arminius drohen und eine Schlacht ankündigen (minitabundus Arminius proeliumque denuntians); das hört man nicht, das sieht man; demgemäß muß er gefuchelt und gestikuliert haben. Selbstverständlich schwieg er dazu nicht; nam – denn: aber jetzt kommt die geradezu dramatische Überraschung: pleraque Latino sermone interiaciebat, ut qui Romanis in castris ductor popularium meruisset: er ließ viele lateinische Worte einfließen, da er ja im Römerlager als Führer seiner Landsleute Militärdienst geleistet hatte.

So hatte also Arminius getan, was Flavus noch tut, doch sich eines anderen besonnen. Macht ihm dies Tacitus zum Vorwurf (und entzieht ihm so die Sympathie, die er ihm eingangs entgegengebracht

und geschaffen hat) oder rechnet er es ihm hoch an (und stellt ihn so als Vorbild hin für seine nach seiner Ansicht degenerierenden Römer)? Die Frage ist gestellt, doch bleibt sie – echt taciteisch – offen.

Literatur für Katecheten Franz Bürkli, Luzern

Religionsunterricht

Jedes Lebensgebiet muß wissenschaftlich untersucht werden, wenn die ihm zugehörige Praxis mit der Zeit nicht auf Nebengeleise geraten oder gar falsche Wege gehen soll. Das gilt vor allem für so mannigfaltige Gebiete, wie sie der Religionsunterricht umfaßt. Neben der Theologie sind für ihn ebenso die Psychologie, die Methodik, die Didaktik und die Geschichte entscheidend. Alle diese Gebiete müssen daher beständig beobachtet und nach ihren Forderungen für die Praxis befragt werden. Daneben aber sind jene Bücher nicht weniger wichtig, die der unmittelbaren Praxis dienen, weil sie unmittelbar ins katechetische Leben eingreifen.

Aus der Fülle der Neuerscheinungen und der Neuauflagen seien zuerst jene Werke ausgesucht, die unmittelbar oder mittelbar der

geschichtlichen Erforschung der Katechetik

dienen. Man könnte glauben, die wissenschaftliche Erforschung der Katechetik sei für die Praxis kaum wichtig. In Wirklichkeit aber hat sich in den letzten Jahrzehnten mit großer Deutlichkeit gezeigt, daß unsere Praxis für die heutige Zeit nur den rechten Weg findet, wenn sie sich organisch an die frühern Perioden anschließt. Die *geschichtliche Erforschung der katechetischen Praxis und Theorie* legte dar, daß unsere Tradition, die wir für die alleinrichtige hielten, in Wirklichkeit ein Abweichen von der wahren kirchlichen Tradition war. Was die Kirche in ihren ältesten Zeiten und auch in den echten seelsorglichen Bestrebungen des Mittelalters und der neuern Zeit tat, war stark in den Hintergrund getreten; dafür hatten die Gegenreformation und das Zeitalter des Rationalismus und der Aufklärung vielfach zu einer Praxis geführt, die mit der ursprünglichen Tradition nicht mehr übereinstimmte. Dieser Frage wendete vor allem *Franz Xaver Arnold* mit seinen Büchern die Aufmerksamkeit zu. 1956 erschien von ihm das Werk »*Seelsorge aus der Mitte der Heilsgeschichte*« (235 Seiten, Verlag Herder, Freiburg). Das Buch enthält fünf Arbeiten, die Prof. Arnold früher schon veröffentlicht hat. Alle aber können durch den einen Gedanken der Seelsorge aus der Mitte der Heilsgeschichte zusammengefaßt werden. Die

erste Arbeit behandelt das gott-menschliche Prinzip der Seelsorge, seine Verankerung im Konzil von Chalkedon und seine Bedeutung für die Gestaltung der christlichen Frömmigkeit; die zweite legt die Vorgeschichte und den Einfluß des Trienter Meßopferdekretes auf die Behandlung des eucharistischen Geheimnisses in der Glaubensverkündigung der Neuzeit dar; die dritte zeigt den geschichtlichen Weg der theozentrischen Pastoralwissenschaft; die vierte handelt von der Wendung der anthropozentrischen zur heilsgeschichtlichen Katechese, und die fünfte endlich spricht noch kurz vom Gestaltwandel des katechetischen Problems seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Ein Namen- und ein Sachregister schließen das Buch ab. Die Titel der einzelnen selbständigen Arbeiten klingen recht gelehrt und vielleicht auch ein wenig lebensfern. Wer aber die Arbeiten aufmerksam liest, merkt mit einem Male, wie aktuell sie sind, weil sie uns zeigen, auf was es vor allem in der Seelsorge und in der Katechese ankommt. Wenn Christus der Weg und die Wahrheit und das Leben ist, dann müssen wir eben diesen Weg gehen. Eine Überbetonung seiner Gottheit ist darum für die Praxis so gefährlich wie eine Überbetonung seiner Menschheit. Seine Heilstat ist die Grundlage aller Seelsorge und alles Unterrichtes. Sie muß daher im Mittelpunkt aller unserer Bemühungen liegen. Arnolds Arbeiten zeigen uns dieses seelsorgliche und pädagogische Prinzip im Wandel und Schwanken der Geschichte und sie weisen uns aus dieser theologischen und geschichtlichen Erkenntnis heraus den Weg für unsere Zeit. Sie sind viel praktischer, als mancher reine Praktiker denken könnte. Arnold ist ein tüchtiger und unbestechlicher Wissenschaftler, der nicht einseitig und damit unwahr darstellt; er will immer der Wirklichkeit und Wahrheit gerecht werden. Darum sind seine Arbeiten auch für unsere Praxis entscheidend geworden und werden es immer noch mehr.

Ein zweites geschichtliches Werk stammt aus dem österreichischen Raum. *Leopold Lentner* legt uns in seiner bereits bekannten wertvollen Reihe: »Veröffentlichungen des Erzbischöflichen Amtes für Unterricht und Erziehung« den fünften Band vor. Er behandelt die »*Katechetik und (den) Religionsunterricht in Österreich*«, dessen erster Teil anfangs vorliegt: Katechetik als Universitätsdisziplin in der Zeit der